

Alfred Cordes

leben & schreiben

Literarisches Logbuch



edition calamus

Band 10

© Alfred Cordes – 2017
Alle Rechte vorbehalten.
Impressum: www.alfred-cordes.de

Covergestaltung:
Hinrich van Hülsen – www.leotaurus.de

Cover: Alfred Cordes

Druck: www.printshop.de

1. AUGUST 2014

schreiben

Der kalkige Geruch der Kreide, das spröde Geräusch, das der Griffel auf der Schiefertafel erzeugt, der konzentrierte Blick auf die Linien, die mentale und motorische Vorwegnahme des zu Schreibenden wie das nachhängende, prüfende Lesen des Geschriebenen: es ist ein Kleinod der Erinnerungskunst.

Als Erstklässler auf der Schiefertafel, später mit königsblauer Tinte in den Schreibheften, habe ich das Schreiben stets als etwas Ganzheitliches erfahren. Mein Körper war ebenso auf dieses meditative Geschäft fokussiert wie mein Geist, das funktionierte nur gemeinsam: wie sich das Schreiben ohne das Lesen nicht denken läßt.

Schöpferisch ist das Schreiben zunächst lediglich in dem Sinne, daß jemand etwas zu Papier bringt, was für ihn selbst und fremde Betrachter gewissen Regularien folgt und also in der Lage ist, Sinn zu transportieren, Kommunikation zu ermöglichen.

Bis heute, da ich in meinem sechsundsechzigsten Lebensjahr stehe, hat dieser Zauber für mich nichts an Faszination verloren. Ich spreche zum einen von dem originären Vorgang des Schreibens, vom »Setzen« der Schrift. Zwar »schreibe« ich den Großteil meiner Texte längst mit Hilfe einer dieser kunstvoll erdachten Rechenmaschinen und weiß deren Vorteile sehr zu schätzen, dennoch finde ich in meinem Notizbuch, auf Merktzetteln und sonstwie tägliche Gelegenheiten, mit einem Stift in der Hand Zeichen auf Papier zu setzen, die einen Gedanken festhalten oder eine gewöhnliche Information. Zum anderen mag ich es, einen Text, der mir gefällt oder den ich für wichtig erachte, abzuschreiben. Nicht unbedingt mit der Hand, in der Regel geschieht es am Computer, weil mir das Zitat somit verfügbar bleibt. Was mich an dieser Abschreibe-Arbeit fasziniert, obwohl sie uns im Zeitalter der Scanner und online-Datenbanken hoffnungslos un kreativ und altmodisch vor-kommen mag, hat Italo Calvino in seinem Roman *Wenn ein Fremder in einer Winternacht* bezüglich der Arbeit in den mittelalterlichen Scriptorien ingenios beschrieben.

»Für einen Augenblick glaube ich zu begreifen, was einst der Sinn und das Faszinosum einer heute unvorstellbaren Berufung gewesen sein muß: der des Kopisten. Der Kopist lebte gleichzeitig in zwei Zeitdimensionen, in der des Lesens und der des Schreibens; er konnte schreiben ohne die Angst vor der Leere, die sich vor der Feder auftut; und er konnte lesen ohne die Angst, daß sein Tun sich nicht in einem greifbaren Gegenstand niederschlägt.«

[Italo Calvino, *Wenn ein Reisender in einer Winternacht*, München 1983, S.214]

Das Kopieren bedeutete damals und ist bis heute eine intensive Aneignung des Textes. Das abzuschreiben, was ein anderer bereits geschrieben hat, ist keineswegs fruchtlos, es ist eine Methode, die Gedanken des anderen empathisch und kritisch zu verinnerlichen: Wenn der Text etwas taugt! Wiederholung und Imitation gehören nicht eben zu den begehrten Werten unserer Gesellschaft, aber wie hätten es die Bildenden Künstler des Goldenen Zeitalters je

zu ihrer Meisterschaft bringen können, wenn sie nicht reichlich Lehrjahre damit verbracht hätten, durch die Ateliers und Museen zu ziehen, die Werke der alten Meister zu kopieren, um sie zu begreifen. So ist es dann auch mit dem Schreiben: unvorstellbar ohne das Lesen.

Beides war mir seit jenen Kindertagen wichtig, nicht nur als angenehme Unterhaltung und schöpferische Hausforderung: die Literatur wurde ein unverzichtbarer Teil meines Lebens. In diesem Sinne werde ich in diesem Notizbuch immer freitags über die Dinge des Lesens und Schreibens fabulieren.

8. AUGUST 2014

lesen

Im Jahre 1978 wurde ich an eine Hannoversche Grundschule versetzt, und als ich mich in den ersten Tagen mit der Topographie des Schulhauses vertraut machte, traf ich in der kleinen Lehrerbibliothek auf meine alte Fibel. Beinahe für ein Vierteljahrhundert hatte ich sie nicht mehr in Händen gehalten und erkannte sie sofort wieder – wie man nach so langer Zeit einen Klassenkameraden auf der Straße trifft und seine Augen, seine Stimme und das erwachsene Kindergesicht wiedererkennt, als hätte man noch gestern mit ihm auf dem Schulhof gespielt.

Als ich die eingestaubte Fibel durchblättern wollte, geschah etwas Eindrucksvolles. Ich erkannte beinahe sämtliche Illustrationen wieder: die Seite, auf der demonstriert wird, wie man einen Küchenofen anheizt, die Seite, auf der Handwerker damit beschäftigt sind, ein Haus zu bauen, und als ich die Seite betrachtet hatte, auf der eine Schar munterer Kinder am Morgen auf dem Weg zur Schule ist, kam mir unversehens in den Sinn, auf der folgenden Seite müsste nun das »Wimmelbild« von einer Kreuzung kommen, auf der zahlreiche Menschen zu Fuß und mit den unterschiedlichsten Fahrzeugen unterwegs sind. Und über der Kreuzung müsste eine zentrale Ampel hängen, so ein Kasten mit vier Seiten, auf denen sich ein Doppelpfeil gemächlich durch grüne und rote Felder dreht, um die Vorfahrt zu regeln. So eine Ampel hat es auf meinem Schulweg an der Johanniskirche gegeben, als ich diese Fibel in meinem Ranzen trug.

Ich blättern weiter – und tatsächlich! All die Jahre hatte das Wimmelbild von der Kreuzung sowohl in meinem Gedächtnis als auch in dieser Fibel geruht: sie bezeugt meine ersten Schritte in die Kunst des Lesens – und ebenso die erstaunlichen Fähigkeiten der Erinnerung.

Damals gab es noch keinen Gelehrtenstreit über die Didaktik des Lesenlernens, man fütterte uns wie zu Kaisers Zeiten sehr kleinschrittig und mit teilweise skurrilen Texten, »O, Ida, o!«. Natürlich gab es offiziell nur einen einzigen Weg, das Lesen zu lernen, und der wurde eben durch solch eine Fibel besritten. Auf die Idee, daß der Prozeß des Lesenlernens in zwei

unterschiedlichen Kinderköpfen zwei unterschiedliche Wege gehen könnte, ist damals wohl niemandem gekommen.

Was im ersten Schuljahr mit mir geschah, hatte noch nichts mit dem »wirklichen« Lesen zu tun. Wir lernten schon, die Buchstaben zu unterscheiden, wurden phonetisch sicher und es kam ein wachsender Fundus von Wörtern zusammen, deren Bedeutung wir speicherten. Aber das alles war nicht mehr als ein Ansammlung von Vokabeln: ein Schriftsymbol steht für einen Namen, einen Gegenstand oder eine Tätigkeit, dazu Füllwörter reichlich und am Ende war es nicht schwierig, kleine Texte zu lesen, die gewöhnlich jedoch beschreibenden Charakter besaßen: »Uta kauft ein Buch.«, »Mama holt das Brot.«

Den wichtigen zweiten Schritt vollführte ich außerhalb der Schule. In unserer Gemeinde gab es eine Kinderbibliothek. Dort habe ich eines Tages ein Buch ausgeliehen über das Leben einer Igelfamilie. Ich erfuhr von den Gewohnheiten der Stacheltiere, von Freunden, Feinden und den Herausforderungen, denen sie während der Jahreszeiten ausgesetzt sind. Das aber interessierte mich nur am Rande.

Neben der Erfahrung, daß ich durch das Aufnehmen von Zeichen auf Papier Informationen über jeden beliebigen Gegenstand erlangen konnte, fand ich vor allem faszinierend, daß es möglich war, Dinge zu erleben, die nicht möglich waren. Es tat sich eine zweite Welt auf. Da war plötzlich ein paralleles Universum, durch das man weitaus müheloser reisen konnte als durch das, was wir als wirkliche Welt zu begreifen hatten.

15. AUGUST 2014

begreifen

In unserem Wohnzimmer gab es ein Regal, in dem steckte die vollständige Sammlung der Werke von Karl May. Sie gehörte meinem Vater, und er empfahl sie schon dadurch, daß er sie als erwachsener Mann gelegentlich noch selbst las. So gelangte ich mit Kara Ben Nemsis in die arabischen Wüsten, mit Old Shatterhand in die nordamerikanischen Prärien und erlebte mit ihnen einen unerschöpflichen Fundus an Abenteuern.

Später habe ich erfahren, dahinter steckte jemand, der sich das alles »lediglich« ausgedacht hatte, nämlich jener Karl May, der seinen sächsischen Schreibtisch niemals verlassen hatte, um durch das wilde Kurdistan zu vagabundieren oder seinen Blutsbruder Winnetou in die Arme zu schließen. Dieses übergeordnete Wissen, die Unterscheidung zwischen dem, was ich gelesen hatte, und dem, was davon als Wirklichkeit getrennt existierte, hat mich immer wieder beschäftigt, aber es hat mich niemals um das Vergnügen einer spannenden Lektüre gebracht.

Mit dem Lesen begeben wir uns in eine virtuelle Welt, soviel scheint sicher, und vermutlich ist das tatsächlich eine hilfreiche Abgrenzung. Aber ob sie wirklich funktioniert? Ich hatte sehr früh gehörige Zweifel.

Ein einfaches Beispiel: In unserer Küche stand ein Tisch, den bezeichneten meine Eltern und Geschwister als »Tisch«. Nur verständlich, daß ich eines Tages voller Stolz in der Lage war, dieses praktische Gestell als das zu bezeichnen, was es war: ein »Tisch«. Als ich indes lernte, daß es irgendwo vor Europa eine Insel gibt, auf der die Insulaner einen Tisch mit dem Wort »table« bezeichnen und dennoch ohne Schwierigkeiten in ihrer Küche zurechtkommen, da wurde mir klar: Sprache ist nichts weiter als eine kulturelle Verabredung, kein Gegenstand, keine Person und keine Tätigkeit verknüpft sich sui generis mit einem Wort. Jeder Name ist ausgedacht, verabredet und somit eigentlich beliebig.

Solcherlei Gedanken waren mir niemals komisch, vielmehr aufregend und spannend, und nicht zufällig kam ich von solchen Überlegungen recht bald auf eine Frage, die mich bis heute intensiv beschäftigt: Was ist die Wirklichkeit?

Ob ich davon gehört hatte, daß jemand die einhundert Meter in der unglaublichen Zeit von zehn Sekunden gelaufen sein sollte, ob ich davon in einer Zeitung gelesen oder ob ich ihn 1960 bei der Olympiade in Schwarzweiß über den Fernsehschirm unserer Nachbarn hatte rennen sehen, ich erfuhr es mittelbar, und selbst, wenn ich im olympischen Stadion zu Rom in der ersten Reihe gesessen und ihn zum Greifen nahe beim Jubeln zugesehen hätte, so wäre ich dennoch nicht Armin Hary selbst gewesen, als er die olympische Goldmedaille gewann.

Tatsächlich habe ich diesen einzigartigen Lauf im Fernseher gesehen, habe gewußt, das alles ist wahr und wirklich, obwohl ich nicht mehr hatte wahrnehmen können als schwarz-weiße Bilder auf einem flackernden Bildschirm. Dieses Ereignis wurde wie so viele andere Teil der Realität und ein Stück meiner Erinnerung, dennoch beschäftigt mich bis heute die Frage nach der Wirklichkeit der Wirklichkeit.

22. AUGUST 2014

erinnern

»Die Erinnerung ist eine eigensinnige Schwester. Man liebt sie ebenso innig wie man sie haßt. Sie führt am Tage ein völlig anderes Leben als zur Nacht, kann sich ungeheuer charmant an unserer Seite bewegen, hüllt sich in tausende von aberwitzigen Verkleidungen, oder sie ist unversehens auf unbestimmte Zeit verschwunden. Aber wir wissen, so oder so, sie existiert immer. Natürlich ist sie unzuverlässig, obwohl sie stets behauptet, genau das Gegenteil zu sein. Man kann sie letztlich auf nichts festlegen, aber man kann ihr auch nicht wirklich böse sein, denn immerhin ist sie von unserem eigenen Blut.«

Dieser Absatz über die zuverlässige Unzuverlässigkeit der Erinnerung findet sich auf der ersten Seite des Romans, an dem ich zur Zeit schreibe, und der den Arbeitstitel *brainway* trägt. Was es damit auf sich hat, wird sich vielleicht künftig in Erfahrung bringen lassen.

Die Erinnerung verstehen wir nur auf der Folie des Vergessens. Den Beginn begreifen wir nur in Kenntnis unseres Endes. Eines Tages wird sich alles, was ich gelebt habe, gemeinsam mit dem, was ich zu erinnern glaube, auflösen wie eine Ge-schichte, wenn das Buch, das sie in sich trägt, verbrennt. In meiner letzten Sekunde werde ich an den Anfang meines Lebens zurückkehren, denn einerlei, was danach geschehen wird, das Ende ist immer Beginn.

Von unvergänglicher Meisterschaft zum Thema Erinnerung & Beginn ist noch immer der erste Absatz der Autobiographie des Vladimir Nabokov: *Sprich, Erinnerung, sprich*. Niemals wieder habe ich in einer Beschreibung des eigenen Lebens, gleich mit den ersten Takten, ein solch perfektes Gemisch aus kosmischer Dimension, alltäglicher Erfahrung und Imagination erlebt, welches der eigenen Lebensgeschichte mit wenigen Worten den Rahmen zeichnet, der Erzählung von vornherein eine kühne ballistische Kurve verordnet – und wundervoll schlicht nachvollziehbar ist:

»Die Wiege schwingt über einem Abgrund, und der Hausverstand sagt uns, daß unser Leben nur ein kurzer Lichtspalt zwischen zwei Ewigkeiten des Dunkels ist. Obschon die beiden eineiige Zwillinge sind, betrachtet man in der Regel den Abgrund vor der Geburt mit größerer Gelassenheit als jenen anderen, dem man [mit etwa viereinhalbtausend Herzschlägen in der Stunde] entgegeneilt. Ich weiß jedoch von einem Chronophobiker, den so etwas wie Panik ergriff, als er zum ersten Mal einige Amateurfilme sah, die ein paar Wochen vor seiner Geburt aufgenommen worden waren. Er erblickte eine praktisch unveränderte Welt – dasselbe Haus, dieselben Leute –, und dann wurde ihm klar, daß es ihn dort nicht gab und daß niemand sein Fehlen betrauerte. Er sah seine Mutter aus einem Fenster im ersten Stock winken, und diese unvertraute Geste verstörte ihn, als wäre sie irgendein geheimnisvolles Lebewohl. Aber was ihm besonderen Schrecken einjagte, war der Anblick eines nagelneuen Kinderwagens, der dort vor der Haustür selbstgefällig und anmaßend stand wie ein Sarg: selbst er war leer, als hätte sich im umgekehrten Lauf der Dinge sogar sein Skelett aufgelöst.«
[Vladimir Nabokov, *Sprich, Erinnerung, sprich* – Wiedersehen mit einer Autobiographie, Zürich 1984, S. 17]

29. AUGUST 2014

bestehen

Harry Graf Kessler [1868 - 1937] war ein vielseitig interessierter und gebildeter *homme de lettres*, ebenso Journalist wie Museumsleiter und Verleger, ein Adeliger mit ausgeprägten sozialen Ambitionen, er war gewissermaßen ein freischaffender Diplomat, ein Kosmopolit im Kaiserreich und ein überzeugter Europäer auch und gerade in der chaotischen Epoche der Weimarer Republik.

Aufgewachsen im viktorianischen Zeitalter, gestorben zu einer Zeit, da sich ein unglaublich menschenverachtendes und mörderisches System entfaltete, verlor Harry Graf Kessler trotz der politischen Wirren und gesellschaftlichen Entwicklungen, die er durchlebt hatte, bis an sein Lebensende nicht die Hoffnung auf die Kraft humanitärer Ideen.

In den Erinnerungen *Gesichter und Zeiten*, die er 1935 veröffentlichte, findet sich ein Zeugnis dieser Hoffnung, des sehnsuchtsvollen Glaubens an die Beständigkeit der wohlgeordneten Welt:

»Denn das Gefühl, daß die Welt, so wie sie war, bis in eine sehr ferne, unabsehbare Zukunft unverändert fortbestehen werde, war in jener Zeit, und besonders in England, allgemein. Uns, unseren Lehrern, mir, meiner Verwandtschaft, wäre es fast sündhaft erschienen, bei der Vorstellung zu verweilen, daß Königin Viktoria sterben könnte.«

[Harry Graf Kessler, *Gesichter und Zeiten – Erinnerungen*, Frankfurt 1988, S.115]

Das, was Graf Kessler auf das viktorianische Weltbild, auf die englische Gesellschaft und die Macht des britischen Empire bezieht, habe ich als Kind von meinem eigenen winzigen Weltreich geglaubt. Bis heute erinnere ich lebhaft dieses Gefühl: Ich sitze auf einer Mauer in der Nähe unseres Hauses, lasse die Beine baumeln, sehe die Menschen, die vorübergehen, die vielen Häuser, die Wolken am Himmel, die Sträucher in den Vorgärten und weiß mit aller Gewissheit meines jungen Herzens: nichts, gar nichts wird gottlob irgendwann anders sein als jetzt!

Damals, auf der Sandsteinmauer, ich war vielleicht sieben Jahre alt, besaß ich noch dieses kosmische Zeitgefühl. Ich hatte zwar ein diffuses Verständnis der kalendarischen Ordnung, war ja inzwischen auch in die gestrenge Stundenplanstruktur der Schule eingebunden und wußte natürlich, wo übermorgen und vorgestern zu finden waren, aber das Universum der Zeit war für mich besonders in den Gefilden der Zukunft absolute terra incognita.

Aber es fehlte mir nichts. Es fehlte mir die Zukunft nicht, ich begnügte mich nicht etwa mit einem eingeschränkten Zeitverständnis, nein, eben das war ein wesentlicher Grund für das Glück auf der Mauer: verträumt aus der Zeit gefallen zu sein, die Beine baumeln zu lassen und den Gedanken keine Fesseln anzulegen.

Weil ich als Siebenjähriger in einem zeitlichen Terrain lebte, das so überschaubar war wie das heimische Gebiet rund um das Elternhaus, deshalb kam ich nicht auf die Idee, daß sich in der Zukunft großartig etwas verändern könnte. In dem Haus neben der Sandsteinmauer hatte Heini Wallenhorst seinen Kolonialwarenladen. Bei ihm kauften wir täglich ein, und wie es für Graf Kessler undenkbar war, daß Queen Victoria sterben könnte, so war für mich unvorstellbar, daß es eines Tages diesen verzauberten Laden nicht mehr geben könnte, der uns wie ein unversiegbares Füllhorn schenkte, was der Magen und das Auge begehrt.

Als ich zehn Jahre alt war, hat mich die Zeit eines Besseren belehrt.

5. SEPTEMBER 2014

verabschieden

Am Karfreitag des Jahres 1959, das war der 27. März, war ich zehn Jahre alt. Am frühen Nachmittag spielte ich mit meinem älteren Bruder auf dem Hof hinter unserem Haus mit Knickern, jenen kleinen, bunten Tonkugeln, die in anderen Gegenden als Murmeln oder Kuller, Marmel oder Schusser bekannt sind.

Da trat die Zeit in Gestalt meiner Tante auf die oberste Stufe der Treppe, die vom Hof in die Küche führt und bat uns, ins Haus zu kommen. Als ich die Stufen hinaufstieg, ahnte ich nicht, daß ein Kapitel meiner Kindheit an sein Ende kam. Ich habe diesen realen Moment der Vergangenheit jüngst in das fiktive Gefüge meines aktuellen Romans eingebunden:

»Die Klosteruhr schlug. Es waren zwölf Schläge. Ich wußte es, ohne daß ich sie zählen mußte, denn die Zeit begleitet mich, seit ich ihr das erste Mal unwiderruflich begegnet bin an jenem Karfreitag, an dem meine Großmutter verstorben ist. Nach dem Mittagessen war sie zu Bett gegangen, weil sie sich nicht fühle, wie sie gesagt hatte. Als mein Großvater um die Stunde, zu welcher unser Herrgott am Kreuze verschieden war, ins Schlafzimmer ging, um seine Frau aus den mittäglichen Träumen zum Kaffee zu bitten, mit derselben Zärtlichkeit, mit der er sie in den fünfzig Ehejahren ansprach und berührte seit ihrem ersten Tanz auf der Mettinger Kirmes in einem längst verflossenen Jahrhundert, da war sie nicht mehr zu erwecken. Ihre Haut, die ihn ungezählte Male erwärmt hatte, war bereits abgekühlt, ein Lächeln lag auf ihren totenblassen Lippen und ihr Herz schlug nicht mehr.

Der kleine Clemens erfuhr davon in der Küche. Die Tante hatte ihn und seinen Bruder von der Tenne geholt, wo sie Knicker gespielt hatten. Ich kann mir jenen Augenblick intensiv vor Augen führen: als stünde ich just mit Carl im Halbdunkel der Tenne hinter der Linie, die wir mit den Hacken unserer Schuhe in die von hunderttausend Hufen festgetrampelte Erde gezogen hatten. Die Kunst des Wurfes ist die Kunst der Konzentration. Ich hielt die Tonkugel zwischen Zeigefinger, Mittelfinger und Daumen der rechten Hand, mein Arm pendelte in die Richtung der Kuhle, die wir zehn Schritte entfernt in den Boden gegraben hatten, mein Auge nahm lange Maß, ich hielt den Atem an und öffnete die Finger in der einzig möglichen Zehntelsekunde. Etwa anderthalb Meter vor dem Ziel traf der Knicker auf, kullerte zwischen einigen Kugeln hindurch und fiel in das Loch.

In dieser Sekunde herrschte die Unbekümmertheit der Kindheit. In der nächsten rief die Tante, und ein neues Zeitalter begann. Die Eltern und der Großvater saßen um den Tisch und starrten die Kaffeekanne, den Stuten, den die Großmutter tags zuvor gebacken hatte, den Tontopf mit Pflaumenmus und den Schinkenspeck an, als wären sie auf einen Schlag durch einen Blitz, ein giftiges Gas oder dergleichen irrsinnig geworden. Niemand rührte sich. Nur unsere Mutter drehte ihren Kindern den Kopf ein Stück entgegen, sah sie mit einem fremden Blick an und flüsterte, ohne die Lippen zu bewegen: Oma ist tot.

Wie konnte man mit diesen drei lächerlichen Wörtern die Ordnung des Universums auf den Kopf stellen! Es funktionierte. Der Bruder fragte, wie es passiert sei, er dachte wohl, sie müßte gestürzt sein, von einem Huf getroffen oder in eine Landmaschine geraten, die Mutter erklärte jedoch mit dieser tonlosen Stimme, sie ist eingeschlafen und nicht wieder aufgewacht. Mehr nicht. Aber ich begriff mit meinen zehn Jahren auf der Stelle alles. Daß jeder Mensch am Ende seines Lebens verstirbt, hatte ich bis dahin gleichsam theoretisch gewußt, aber als ausgerechnet der Großvater Kaffee in die Tassen gab, Butter aufs Brot strich und mit Messer und Gabel in den Händen murmelte, es hilft ja nichts, da begriff der kleine Clemens Mühlenbrock von einer Sekunde auf die andere die Unerbittlichkeit der Zeit. Zu ihr gesellte sich prompt eine Angst, die mir neu war, die sich

tief in meinem Herzen einrichtete, und wahrscheinlich habe ich schon an diesem Karfreitag jenseits der entsetzlichen Trauer gespürt, daß es für den Rest meines kleinen Lebens aussichtslos sein würde, diese Angst jemals wieder von dort zu vertreiben.«

Der Wunsch, daß unser Dasein – oder wenigstens wesentliche Teile desselben – Bestand haben möge, ist so alt wie die Menschheit. Es ist natürlich ein kindischer Wunsch – für den Erwachsenen. In der Kindheit ist es eine Gewißheit, von dem das Kind einen ersten bedeutenden Abschied nehmen muss. Zum einen, weil es begreift, die Dinge verändern sich. Zum anderen, weil es lernen muss, der Abschied ist ein wesentliches Element unseres Dasein.

Julien Green, der große Romancier, der beinahe das komplette vergangene Jahrhundert schreibend durchgemessen hat, erlebte das Phänomen der Endlichkeit in seiner Kindheit offensichtlich ähnlich:

»Als ich ein Kind war, stürzte es mich in Verzweiflung, daß alles endet, und durch eine in diesem Alter häufige Intuition entwickelte ich daraus ein Mißtrauen gegenüber allem Vorübergehenden, ich suchte unermüdlich nach dem Unsichtbaren, das nicht endet. Manchmal sehen wir Spuren davon in den Augen derjenigen, die wir lieben.«

[Tagebuch, 27. August 1954]

12. SEPTEMBER 2014

ersehen

Das Leben ein einziger Abschied. Drückt man es positiv aus, so ist das Leben Wachstum, Entwicklung, Reife und so fort. Der kindliche Wunsch nach der Unveränderbarkeit der Welt aber ist sinnvoll, wird leider häufig früh enttäuscht und nicht selten hängt der Erwachsene diesem märchengleichen Zustand der Zukunftslosigkeit lange nach.

Aus meinem Tagebuch:

»Wie sehr ich die Märchenbilder habe glauben wollen, vor allem diejenigen, die von einer ewigen Harmonie sprachen, meist am Ende der Geschichte, da nur der Tod die Protagonisten noch von ihrem eisernen Glück trennen konnte. Wie sehr es Bilder gab von vollkommenem Sinn, von zeitlosem Bestand, Bilder, die offensichtlich die Existenz im Mutterleib beschrieben, die Existenz vor dem Leben oder nach dem Tod. Die Märchen gaben dem Kind fließende déjà-vus in das Sein außerhalb des Seins, archetypische Verknüpfungen durch die Zeit. Ich entsinne mich eines Puppentricksfilms im Fernsehen, der das Märchen von einem Geist in einer Flasche zeigte. Ich weiß nicht, ob ich mich jemals wieder so tief zurückbegeben habe, so sehr mich selbst verloren und wiedergewonnen wie an jenem Sonntag allein vor so vielen Jahren. Und ich erinnere das Haus am Wald. Dort war nach aller Aufregung am Ende ein solcher Friede, eine solche Verlässlichkeit des Seins, daß mir die Sehnsucht danach noch heute im Herzen brennt wie damals in jener sonntäglichen Stunde meiner Kindheit.«

[Dienstag, 10. April 1990]

Diese tiefe, essentielle Sehnsucht nach dem, was vor langer Zeit einmal gewesen ist, scheint mir nicht nur etwas Unerledigtes zu sein, nicht nur Merkmal einer vielleicht »schadhaften« Entwicklung zum Erwachsenen. Sie läßt sich nicht ausreichend erklären durch unsere Idee von einer mehr oder weniger gelungenen Sozialisation, vielmehr scheint mir dieses Sehnen ein Erinnern zu sein an eine Existenz, die wir vor unserer irdischen und dauerhaft neben ihr besitzen.

Für mich hat das nichts mit einer der Religionen zu tun, von denen uns allzu viele lehren, wir absolvierten unser irdisches Leben in der Hauptsache, um eine Art Prüfung abzulegen oder uns Verdienste zu erwerben in einem metaphysischen Belohnungssystem. Für mich ist diese Sehnsucht etwas wie ein seelisches Grundbedürfnis, das jedem Menschen innewohnt – gleichgültig, welcher Religion er anhängt, gleichgültig, wodurch es verschüttet sein mag.